

Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 3 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

15. Januar 1938

Wintersaat

Lieb' Mutter hält ihr Kind im Arm
Und schirmt's mit frohem Mut;
So gibt mein Feld dem Saatforn warm
Das ihm am Herzen ruht.

Verfinkt der Tag im Nebelschaum,
Dann lauscht der Acker still,
Ob nicht ein Körnchen sich im Traum
Vorzeitig regen will.

Mir ist, er lächle insgeheim,
Umdräut von Sturm und Nacht;
Er hütet ja des Lebens Keim
Der einst zum Licht erwacht.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

26

Heinrich war wie zerschmettert auf einen Stuhl gesunken. Ihm war, ein schwarzer Vorhang senke sich zwischen ihm und Doia hernieder.

„Nun stehen wir vor der Frage“, fuhr Testa fort, „ob wir Doia doch heimholen oder zuwarten wollen, bis wir ihr beruhigende Nachrichten über das Befinden ihres Vaters geben können. Ich bin aber für das erstere. Wenn dem Sindaco etwas Menschliches geschähe und wir hätten versäumt, die Tochter möglichst rasch an sein Lager zu bringen, so träfe uns doch eine schwere Verantwortung. Ihre Aufgabe, Herr Landsiedel, wird es sein, Doia, wenn Sie mit ihr in Lugano zusammentreffen, darauf vorzubereiten, daß sie bei der Heimkehr den Vater angegriffen findet. Es geht viel über das arme Kind. Nehmen Sie für die Rückfahrt einen Sonderwagen; der Name Grimelli läuft jetzt wegen der Verhaftung wieder über alle Straßen, und ihren Nerven bekommt das nicht. Ich steige nach Altanca hinauf, obgleich es bei dem nassen Wetter ein verzeufelter Weg ist, mehr Bach als Pfad, und wahrscheinlich erhalten Sie von mir in Lugano ein Telegramm. Reisen Sie gut!“

Durch den trüben, halbbregnerischen Morgen rollte der mit Menschen dicht besetzte Wagenzug der Post zwischen den Berglehnen des Tessintales hinab, an denen die Wolken wie angemauert lagen.

Neben Heinrich sprachen zwei Mirolesen von Grimelli. „Er ist doch nicht ganz verdorben“, wandte sich der Graubart an den jüngeren, der Handwerker zu sein schien. „Ehe er sich der Polizei stellte, hat er noch rührend Abschied von seiner Mutter genommen. Und der Ueberfall auf Cesari ist nicht ganz unbegreiflich. Der Alte hat ihm eben früher zu viel versprochen.“

So lief das Gespräch lange, lange dahin.

Landsiedel fühlte sich dabei unglücklich; es war klug, daß ihm der erfahrene Testa für die Heimfahrt mit Doia zu einem Sonderwagen geraten hatte. Wie hielt sie diese Gespräche aus! Mit geschlossenen Augen drängte er seine Gedanken in die Heimat hinüber. Dabei kam er sich vor wie ein todmüder Wanderer, der sich eine gute Stätte weiß. Hinter jenem Hügel liegt sie, denkt er, erklimmt ihn; da liegt wieder die Breite eines Tales vor ihm; da reckt sich wieder ein Bergzug vor seinen Augen empor; er kann das Ziel nicht erreichen. —

Und doch — so überlegte er — bestand die Möglichkeit, daß er schon in wenigen Tagen den Boden der schwäbischen Heimat betreten würde.

Wann aber Doia — sie — sie, ohne die ihm selbst die Heimat leer erschien? — —

Zwanzigstes Kapitel.

In Lugano stand Heinrich unter grünen Bäumen am Ufer des Sees und wartete auf den Dampfer, der Doia bringen sollte. Das Telegramm, das ihm durch Testa geworden war, hatte ihm Ruhe und Mut gegeben.

Es lautete: „Ärztlicher Befund sehr befriedigend. Wahrscheinliche Genesungszeit vierzehn Tage.“

Damit durfte er Doia unter die Augen treten.

Von Biffone herüber strich das Schiff und zog seine silberne Furche. Bald erkannte er die schlanke, dunkle Gestalt, die vom Verdeck Ausschau nach ihm hielt. Lächleinwehen, Winken und Grüßen. Der Dampfer legte an.

„Heinrich“, rief Doia mit selbigem Lächeln.

Sie war blasser, schmäler als sonst, die dunklen Augen noch größer, der Mund aber frisch und rot. Eine feine Würde von Vornehmheit, die er stets an ihr gespürt hatte, umgab sie noch stärker als früher, etwas nonnenhaft Keines und Ernstes. Das lag wohl an ihrer Blässe, an ihrem schwarzen Kleid, an dem zarten dunklen Spitzenschleier, der ihr die Stirn umwand und sich über der Brust schloß, und noch mehr an den vielen Schmerzen, die über ihre Seele gegangen waren. Er wunderte sich, wie er sie je hatte küssen dürfen.

Wenn sie aber mit ihrer tiefen, klingenden Stimme sprach, war es doch wieder Doia, das Bergkind, wie er sie aus den Tagen von Altanca in der Erinnerung hatte.

Noch gingen sie unter den mächtigen Kastanienbäumen am See. Sie erzählte, daß sie sich bis Capolago von einer Klosterfrau habe begleiten lassen, da sie nicht allein durch Mendrisio fahren wollte, wo sich das Gräßliche zwischen ihrem Verlobten und Clezio Botolomeo zugetragen hatte.

Plötzlich aber fragte sie: „Was weißt du vom Vater?“

Der schwere Augenblick für Heinrich war da.

Sie unterbrach ihn: „Gestehe mir, daß mein Vater tot ist.“

Er mußte sie stützen; dem Verscheiden nahe sank sie auf eine Bank; um ihren Mund ging ein Zittern und Weinen, das die Kraft nicht besitz, hervorzubrechen; ihre Hand ruhte wie gelähmt in der seinen. Er hat sie mehrmals, die Drahtnachricht von Testa zu lesen; sie hörte ihn nicht. „Mein Vater — mein gültiger Vater — was ist Carlo für ein unfeliger Mensch!“ zitterte es von ihren Lippen.

Jetzt endlich faßte sie den Inhalt des Blattes. „Ist es kein Betrug, damit die Schläge langsamer auf mein Herz fallen?“ fragte sie wie aus einem Traum heraus.

Allmählich gelang es ihm, die Trostlose zu beruhigen.

„Möge es die letzte Prüfung sein; ich müßte ja sonst selber zusammenbrechen; man hat mir nie gesagt, daß der Mensch so viel leiden muß!“ Damit raffte sie sich empor.

Die Fahrt hinauf in die Berge gab sich. Der Abend war hell und weich, die Luft vom vorhergehenden Regen feucht und durchsichtig, Nähe und Ferne, Dörfer, Felder, Wälder gesättigt mit Farben. Als die Sonne unterging, schaute aus einem Tal der schon fast volle Mond, der auf einer fernen Schneekante auszuruhen schien. Bald strahlte er glanzvoll und setzte silberne Krönchen auf die Wellen des Tessins. Wie Spiele auf- und niedersteigender Feen standen die Wasserfälle am Berggehänge und rauschten sacht.

„Willst du nicht schlafen, Doia?“ fragte Heinrich.

„Nein, ich freue mich ja, daß ich bei dir bin“, erwiderte sie leise und schloß ihren Arm enger in den seinen.

Irgendwo hielt der Wagen; aus eigenem Antrieb kam der Kutscher, um ihn zu schließen; sie spürten allmählich die Kühle der Nacht und der größeren Höhe.

„Nein, lassen Sie ihn weit offen, wie er jetzt ist; ich mag den Mondschein und die Luft“, wehrte Doia dem Fuhrmann ab und sagte zu Heinrich: „Ich bin in Como nie aus dem Kloster herausgekommen, und sein Garten ist ziemlich klein. Ich mag nicht schlafen. Ich kenne die Fahrten durch das Tessintal. Stets rollen etwa Wagen vorbei; die Kutscher grüßen sich oder schimpfen sich oder knallen sich zu; da fährt man auf, und am Morgen ist man geschlagener, als wenn man die Nacht hindurch gewacht hätte. Wir wollen ein wenig plaudern, Heinrich.“

Ihm war es auch recht.

Sie kam auf die Reise ihres Vaters nach Tübingen zu sprechen. „Wie habe ich mich über seinen raschen Entschluß gefreut! Nicht jeder fände in seinen Jahren die Kraft. Ich bin auch innig erfreut, daß ihr von Herzen übereingekommen seid. Ein anderer als der Vater wäre mit den Wenn und Aber nicht fertig ge-

worden. Freilich hat auch Vater Placidus durch seinen Besuch viel dazu beigetragen. Er sagte, du würdest einmal Bücher schreiben, die viele Herzen bewegen; du seiest ein zu Hohem Berufener, der wie von einer Kanzel herab den Menschen, namentlich der Jugend auslegen werde, was die feinsten Geister unter den Völkern Schönes, Edles und Tiefes gedacht haben. Das Lob des vornehmen Vaters ist auch mir ein großer Trost in den Anfechtungen, die ich durchkämpfen muß. Du ahnst ja, Heinrich, daß ich tief leide!“

„Ja, ich weiß es“, erwiderte er. „Weniger sicher bin ich, ob Vater Placidus in seiner Güte mich nicht überschätzt hat.“

„O, du!“ schmolte sie.

„Daß ich für ein Gymnasium ein brauchbarer Germanist und Literaturprofessor werde, davon bin ich überzeugt“, erwiderte er mit bescheidenem Lächeln; „ob mehr in mir steckt, das muß die Zukunft weisen. In Airolo lebe ich zu unruhig, um meiner sicher zu werden. Wenn die Wellen über einen See gehen, sieht man nicht in den Grund hinab. In einer stillen Klause in Tübingen aber will ich mit dem Gedanken 'n mich gehen, daß ich dir und deiner Liebe das Höchste schuldig bin.“

Sie gab ihm einen Kuß. Nach einer Weile fragte sie: „Wann gedenkst du in deine Heimat zu reisen?“

„Wann du und dein Vater es wünschen“, erwiderte er.

„Dann wird es wohl bald sein müssen“, seufzte sie. „Der Vater weiß dich lieber dort als in Airolo. Es ist wegen des Geredes unter den Leuten. Und mir selber geht es so, aber mit dem Wunsch, daß der Vater und ich dir recht bald nachfolgen können. Wer hätte gedacht, daß ich einmal gern aus der Heimat ginge!“

Sie versanken beide wieder in ein nachdenkliches Schweigen.

Der Wagen näherte sich schon Faido und stieg langsam eine steile Strecke hinan.

Da kam von oben in raschem Lauf ein anderes Fuhrwerk. Von einem häuerlichen Leiterwagen herab blühten im Mondschein Gewehre und Bajonette. Landjäger hielten ihn besetzt.

Selbstam startete Doia auf das Fuhrwerk.

Schon war es am Vorüberrollen. Da wollte sich aus dem Gemenge von Tschakos, Epauletten und Gewehren, schlaftrunkenen Gesichtern und ruhenden Leibern aus einem Netz von Strängen eine Männergestalt erheben, wurde aber von den Fesseln zurückgehalten und brachte die von Eisenringen zusammengepressten Arme nicht über die Brust empor. Ein gräßlich verzerrtes Gesicht grinste und ließ das Weiß in den rotunterlaufenen Augen sehen.

„Carlo!“ schrie Doia mit leisem Wehgeschrei empor. Auch Heinrich hatte ihn erkannt.

„Doia!“ schrie der Gefesselte und riß wie ein wildes Tier an den Strängen. Es war ein herz- und markerschütternder Schrei, ein todeswundes Brüllen wie dasjenige eines Stieres, der unter dem Beil des Schlächters zusammenbricht.

Die Gendarmen wurden lebendig. „Nieder — nieder!“ donnerten sie. „Wir schlagen dich sonst tot.“ Säbel zischten und blühten.

Das Bild war vorüber.

Wie ein Häuflein Unglück, lahm und zerbrochen sank Doia an die Brust Heinrichs; zuweilen würgte sich ein Schluchzer über ihren Mund; ihm selber war das Grauen in die Glieder gefahren. Glend beide erreichten sie das nachtschlafende Airolo.

Am Morgen noch konnte sich Doia vor Schrecken und Schwäche kaum mehr auf den Füßen halten. Sie war wie geistesabwesend und sprach unheimlich wenig. Nur einmal sagte sie abgebrochen und mit rauher Stimme: „Heinrich, es liegt kein Glück auf unserer Liebe!“

Er hätte weinen mögen, wenn er ihr in die über-
großen, todestraurigen Augen blickte.

„Und der Vater?“ fragte sie trostlos.

„Um deinen Vater steht es nicht gefährlich“, beruhigte sie Testa; „er hat bereits die Sprache wiedergefunden; eine zuverlässige Pflegerin ist bei ihm; aber er sehnt sich nach dir; du wirst für ihn der beste Arzt sein. Ich fürchte nur, du seiest kränker als er. Da du unmöglich gehen kannst, habe ich für dich ein Maultier bestellt und werde dich selber nach Hause hinauf begleiten; mache dich bloß fertig.“

Heinrich anerbot sich als Begleiter.

Testa wies ihn zurück. „Auch Sie sehen ja aus, als hätten Sie die Mineurkrankheit; pflegen Sie sich! Wir haben, wenn ich zurückkomme, noch miteinander zu sprechen.“

Wie eine Gebrochene ritt Doia davon; wie ein ins Herz Betroffener blickte ihr Landsiedel nach. „Es ist kein Glück auf unserer Liebe“, murmelte er und verstand Doia. Das Bild des gebundenen Verbrechers wird wie ein unauslöschlicher Schatten in ihrem Gedächtnis fortleben! Selbst wenn sie einmal miteinander in Schwaben sein werden und der Mond über dem Nekar stehen wird, so wird der grauenvolle Schrei Grimellis in ihre Nächte tönen, immer, auch wenn sie es einander verschweigen.

In willenlosem Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlaf erwartete er die Rückkehr Testas.

Darüber wurde es Nachmittag.

„So, nun ist also Doia daheim“, begann der Zurückgekehrte, der sich in einen Stuhl warf. „Ihre Anwesenheit wird dem Alten wohl tun. Irgend eine Lebensgefahr besteht für ihn nicht; aber es handelt sich doch um einen ernstesten Schlaganfall, und daß der Arzt von vierzehn Tagen Genesungszeit spricht, finde ich mehr als kühn. Nun war gestern bei Cesari von Ihnen die Rede.“

Seit er in Tübingen über Sie die besten Auskünfte erhalten hat, ist er Ihnen sehr gewogen und will Doias Schicksal in Ihre Hände legen. Er träumt, daß er in einigen Wochen selber mit ihr dorthin übersiedeln könne. Sein dringender Wunsch ist begreiflich. Er möchte sich und Doia die aufregende Zeit ersparen, in der das Gericht über Grimelli verhandelt. Cesari vermutet mit Recht, daß jetzt schon ein halbes oder ganzes Duzend junger Advokaten, an denen leider bei uns Ueberfluß herrscht, bereit sind, die Verteidigung Grimellis zu übernehmen und dem Volk daraus ein großes Schauspiel zu bereiten. Nicht wegen des Angeklagten, sondern um die Raketen und Dolchflingen ihrer Beredsamkeit leuchten zu lassen, um von den Zeitungen gelobt und im Land bekannt zu werden. So einfach und klar der Fall liegt und kaum in einem Zusammenhang mit den Geschehnissen in Altanca steht, so wird er in eine Rauchwolke von Seelenkunde eingehüllt. Es wird bewiesen werden, daß Grimelli bei seiner Schreckenstat an geistiger Amnachtung litt, hervorgerufen durch die Enttäuschungen, die er durch Doia erlebte. Und ob alles nur Redefeuerverk ist, das dem Angeklagten nichts hilft, es wird Doia in einer Art vor die Öffentlichkeit reißen, daß sie jener Godiva gleicht, die nach einer englischen Sage nackt durch ihre Stadt reiten mußte. Unerträglich für ein feines Wesen — und das ist sie!

Landsiedel hielt den Kopf in die Hände gestützt. „Was soll werden?“ stöhnte er.

„Erfüllen Sie den Wunsch Cesaris“, erwiderte Testa; „reisen Sie in Ihre Heimat! Es wird gut sein, wenn Sie hier den Menschen aus den Augen kommen. Um Doias willen! Und Cesari



„Gelbe Chrysanthemen“. Gemälde von Rosalie Hänni.

hängt an dem Gedanken, daß Sie Ihre Studien vollenden sollen. Ich bedaure diese Wendung. Sie besitzen eine große Begabung für das Lehrfach. Das habe ich von Tag zu Tag mehr erkannt, und ich hoffe, Sie haben meine Wertschätzung gespürt, ohne daß ich ihr Ausdruck gab.“

„Ich danke Ihnen“, versetzte Heinrich dankbar.

„Es ist schade, daß Sie keine Neigung für das Hotelfach haben“, fuhr Testa fort; „wir hätten gut zusammengearbeitet, um so besser, als mir das Schriftliche nicht liegt. Jeder aber muß selber fühlen, wo die Spitze seines Lebens liegt, und ihr zustreben. Als ich mein Bergdorf verließ und auf die Meerschiffe ging, hätte, was ich besaß, in einem Taschentuch Raum gefunden. Die Arbeit war mir aber Poesie; ich lernte auch aus meinem Beruf innere Lebensschönheiten schöpfen, Glück, das nicht kam, verwinden. Auf einen Traum aber möchte ich nicht gern verzichten — daß ich in etlichen Jahren meine Jungen um die Welt führe. Ich dachte schon, Sie würden mit dabei sein. — Schade!“

Noch nie war Testa so aus sich herausgegangen wie jetzt. Was brach für ein sonst verhaltenes Feuer aus dem gescheit fühlen, vom Verkehr mit den Menschen abgeschliffenen, schlicht-vornehmen Manne!

Landsiedel hatte an ihm einen guten Freund besessen. Das fühlte der junge Mann tief.

„Und wann, meinen Sie, daß ich gehen solle?“ fragte er.

„Cesari wird Sie noch zu sich rufen lassen“, erwiderte Testa. „Morgen vielleicht. Ich aber werde nicht einmal anwesend sein, wenn Sie verreisen. Geschäfte rufen mich schon wieder nach

Italien. Möge es Ihnen und Doia gelingen, daß Sie auch die letzten, nicht kleinen Schwierigkeiten überwinden, der Sindaco wirklich Genesung findet und Sie sich alle drei bald in Tübingen ansiedeln können. Später seien Sie meine Sommergäste auf Bal Biora.“

Nun kam schon der Abschied von Testa.

Heinrich verbrachte den Tag wie im Traum.

Neben den Abschiedsgedanken bewegte ihn ein Brief Ulrich Zeusters, der ihm meldete, daß nun am Stift die Sommerferien begonnen hätten und er nach einem kurzen Besuch in seinem Heimatstädtchen Billingen Landsiedel in Mirolo aufzusuchen gedente. „Und dann, Heinrich, mußt Du mir Farbe bekennen, was Dich eigentlich in diesem Nest hält, was der Besuch des Herrn Cesari in Tübingen zu bedeuten hatte, und ich will versuchen, Dich wieder dahin zu bringen, wohin Du vor Gottes und Rechtes wegen, aber auch aus Gründen jeder Lebensflughheit gehörst, in unsere schwäbische Heimat.“

Landsiedel antwortete dem Freund: „Zu spät — Der Ranz für Tübingen ist schon geschnürt!“

In der Tat war er bereits im Ordnen seiner Siebensachen, und was ihm für die Heimkehr entbehrlich erschien, schickte er mit einigen Zeilen an Schwester Else.

Am Fenner schrieb er noch einen dankenden Brief und warf ihn in die Post, ohne sich zu fragen, wie sie ihn dem Ingenieur hoch in den Felsen bestellen werde. Den Abend verbrachte er mit Kaufmann in der „Stella polare“. Eine ehrliche Ueberraschung und Betrübnis stand auf dem Gesicht des Tunnelinspektors, als er von Landsiedels gleich bevorstehender Abreise hörte.

„Ja, so spielt die Welt“, versetzte Kaufmann melancholisch. „Scheiden und Weiden, und es lohnt sich kaum, Menschen kennen zu lernen und sie ins Herz zu schließen. In der Tat, ich freute mich schon, hier in Mirolo jemand zu besitzen, der die Augen nicht in das Tunnelloch hineingerichtet hält. Nun bin ich wieder einsam und werde es bleiben. Ich habe seinerzeit den Anschluß an ein Weib verfehlt und will Ihnen einen guten Rat geben: Werden Sie kein alter Junggefelle!“

Trotz seiner innern Schmerzen mußte Landsiedel über das Wort lächeln.

Am Morgen gab er den jungen Testa die letzte Stunde und erhielt unterdessen eine Zeile von Doia, daß der Vater und sie ihn auf den Abend erwarten. „Leider Gott, Heinrich, es muß geschieden sein! Ich fühle mich stark genug, Dir ein Stück an den Paß hinauf das Geleite zu geben. Was aber nachher geschieht, weiß ich nicht, mir ist, ohne Dich schreite ich in einen großen dunkeln Abgrund hinein!“

Fortsetzung folgt.

Das Menschenherz

Von A. Leittich.

Der alte Lehrer von St. Einöd stand im Vorgarten und nahm dem Postboten einen Brief ab, den dieser über den Zaun reichte. Langsam entfaltete er das Schreiben, denn er ahnte, daß hier jemand seine Hilfe erbat. Er hatte ein reiches Verständnis für alle Weltnöte und Freuden und die Leute hatten Vertrauen zu ihm.

Der Lehrer las aufmerksam, Wort für Wort. „Lieber Herr Lehrer Sonnlechner! Ich weiß, Sie werden mir die Bitte nicht versagen, den heiligenden Brief in die Hände der Veronika Steiner zu legen und ihr zu sagen, daß meine Bitte, die ich an sie richte, der letzte Wunsch eines Sterbenden ist . . .“

Der Lehrer erblaßte jäh. Der Brief kam aus dem Spital der Kreisstadt, in dem Martin Spöhr und Stefan Korten lagen, nachdem sie bei der großen Feuersbrunst im Orte verunglückt waren.

Schnell griff der Lehrer nach dem zweiten Schreiben: „Liebe Veronika! Mich siehst du nicht wieder. Ich muß sterben. Wenn du mich gern gehabt hast, dann danke ich dir. Aber nun wird das nichts. — Da will ich dir nun sagen: Nimm du den Stefan, der hat dich ebenso lieb. Wir haben das ausgemacht. Nun tu mir die Bitte. Es küßt dich in den Tod Martin Spöhr.“

Dem Lehrer schwamm es in den Augen. Er wußte nichts zu sagen. Schmerz und Wehmut saßen ihm in der Kehle. Er wußte, daß Martin und Stefan von klein auf unzertrennliche Freunde waren, und nun hatten sie ihr Heiligstes und Höchstes einander anvertraut, das lag wie eine Weihe über ihnen. —

Ein paar Tage später, als schon der Tod Martin Spöhrs im Orte bekannt geworden war, fand der Lehrer den Weg an dem Steinerhofs vorbei. Seine Augen suchten die Veronika. Er fand sie im Garten, wo sie den Kohl blätterte. Er winkte sie zu sich und reichte ihr das Brieflein.

Sie öffnete es und las . . . Dann fing sie heftig an zu weinen. Ein Schluchzen durchschütterte sie, sie zitterte an allen Gliedern.

Der Lehrer ließ sie gewähren. Schmerzen müssen sich ausweinen. Erst nach einer Weile sagte der Lehrer: „Veronika, hast du mich wohl sehr lieb gehabt, den Martin?“

Sie schwieg und schluckte die Tränen herunter.

„Ihr wart aber doch nicht versprochen, du und der Martin. Ich mein', der Korten Stefan wäre dir auch nachgegangen.“

„Beide, Herr Lehrer, aber der Martin war mir doch der liebste, jetzt weiß ich's, jetzt, da es nichts mehr nützt.“

„Tröste dich, Veronika! Der Schmerz vergeht, laß dem Martin seine Ruhe! Denk du an die Lebenden.“

„Das kann ich nicht, Herr Lehrer!“

„Findet sich alles, Veronika, findet sich alles. Sieh, ich bin sechzig Jahre alt geworden. Ich hab' schon viel erlebt und erfahren auf der Welt. Glaub' mir's, das arme Menschenherz ist stärker als du glaubst, und wenn nur noch ein Fehlein gesund ist, es heilt wieder aus und du kennst es nachher nimmer wieder. Was schreibt dir denn der Martin?“

Veronika wischte die Tränen mit der blauen Schürze ab: „Ich soll den Stefan nehmen, Herr Lehrer, und das kann ich nicht!“

„Weshalb nicht, Veronika, magst du ihn nicht?“

„Jetzt nicht, Herr Lehrer, ich tät mich und ihn betrügen!“

Der Lehrer lächelte milde. Er sah, daß die Veronika für Liebe hielt, was Trauer und Mitleid war, und daß sie ihr kindliches Herz nun mit Liebe zu dem Toten füllte bis oben an. Da konnte für den Stefan nichts übrig bleiben. Aber er wußte auch, daß dieser Schmerz in sich selbst verbrennen würde und das arme, verlassene Herz sich dann nach neuer Liebe sehnen mußte.

„Also denk daran, Veronika, was ich dir sag': das Leben hat größere Rechte als der Tod. Die Welt aber lebt von unserem Leben. Die Schwachen nur wachsen ins Grab hinein. Sie sind tot für die Welt, wenn sie gleich leben. Gehöre du nicht zu ihnen, Veronika! Und nun leb wohl! Aber sag', soll ich dem Stefan einen Gruß von dir bringen, wenn ich ihn seh'.“

„Ich kann's nicht verbieten, aber von wegen meiner nicht!“

„Dann nicht, Veronika, es muß vom Herzen kommen!“ —

Wieder verging einige Zeit, da hieß es, der Stefan Korten sei zur Not im Spital ausgeflückt worden und wieder daheim; nun helfe er dem alten Vater bei der Wintersaat. Zwar sei er noch nicht wieder bei den alten Kräften, aber es wäre ihm eine Lust, wieder den Pflug halten zu können.

Eines Tages fuhr Stefan mit dem Leiterwagen zur Schmiede. Der vordere linke Radreifen war gesprungen, den mußte er zusammenschweißen lassen. Da er den Braunen ausspannte, hörte er den alten Schmied durch die offene Werkstatthür sprechen: „Ja, siehst du, das Eisen ist so ein Stück Herz. Schau, wie das glüht und brennt! Aber meinst du, ich kann das so brauchen? Gesehlt! Da, hier tauche ich's ins Wasser. Gelt, wie es zischt und schreit. Grad wie ein heißes Herz, über das ein großes Leid kommt. Aber nun ist's gar nichts nuck. Nun ist's so spröde wie Glas. Aber jetzt kommt's in ein Holzohlenfeuer,